

# Ein Monument wankt

## Die „Monumenta Germaniae Historica“ sind das Gedächtnis von Kerneuropa. Bayern versündigt sich daran

VON HERIBERT PRANTL

München ist nicht nur BMW und Siemens. München ist nicht nur FC Bayern, Nationaltheater und Hofbräuhaus. München ist auch MGH.

MGH – das ist keine Automarke, kein Pharmaziekonzern, kein Finanzdienstleister, kein Start-up. Es ist eines der berühmtesten Kürzel der Geschichtswissenschaft. M steht in diesem Fall nicht für München, sondern für „Monumenta“. MGH, das sind die „Monumenta Germaniae Historica“. Es handelt sich um die größte und bedeutendste Edition von Texten zur deutschen und zur europäischen Geschichte, herausgegeben von den größten Gelehrten ihres Faches – in den Sprachen Deutsch, Latein, Italienisch und Hebräisch. Seit 1819 läuft dieses Unternehmen als internationales Kooperationsprojekt. Der Reichsfreiherr Stein hat es gegründet, und es hat weltweit in Fachkreisen einen sagenhaften Ruf.

Die bayerische Wissenschaftspolitik aber geht, so lautet die Klage der Wissenschaft, seit Jahren sagenhaft nachlässig und knickrig damit um. Die bisherige Präsidentin Claudia Märkl kehrt daher schon nach zwei kurzen Jahren, am 1. April, zermüht von Gängeleien und nicht eingehaltenen Versprechen, auf ihren Münchner Lehrstuhl zurück. Die Monumenta sind damit führungslos; die Zentraldirektion der MGH, in der die wissenschaftlichen Mitglieder aus der ganzen Welt versammelt sind, hat, mit Erschütterung und „Bestürzung“ Unterstützungs-, Brand- und Klagebriefe unter anderem an den bayerischen Ministerpräsidenten geschrieben: Der Freistaat Bayern sei dabei, das von früheren Politikergenerationen erworbene Ansehen einer großzügigen und nachhaltigen Wissenschaftsförderung mutwillig zu verspielen. Der Forschungsbetrieb könne „unter diesen Umständen durch das Institut nicht mehr aufrechterhalten werden“. Die Vollerfüllung laufender Projekte sei akut gefährdet. Und an eine Weiterentwicklung des Münchner Instituts sei „gar nicht zu denken“. Es ist dies kein Gemurmel auf hohem Niveau, sondern Angst davor, dass in einem Leuchtturm der Wissenschaft das Licht ausgeht.

### Die Monumenta-Präsidentin ist enternert zurückgetreten. Die Forschung ist in Gefahr

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs sind die Monumenta in Bayern sesshaft geworden, seitdem werden die Publikationen, die unter dem Namen MGH erscheinen, im Münchner Institut gleichen Namens betreut. In der Ludwigstraße 8, in einem Trakt der Bayerischen Staatsbibliothek, ist es zu Hause; und bei den Mediävisten, den Mittelalterforschern, ist diese Adresse weltweit so berühmt wie bei den Fußballfreunden die Säbener Straße.

MGH: Es ist das führende Institut zur Erforschung des gewaltigen Raums, der im Mittelalter das deutsch-römische Imperium umfasste. Jeden Band, der von diesem Institut herausgegeben wird, hält man mit Staunen, ja mit Ehrfurcht in Händen: In den mittlerweile mehr als dreihundert Bänden sind Chroniken, Staatsschriften, Konzilsbeschlüsse, Gesetze und Briefe aus zehn Jahrhunderten in fünf verschiedenen Reihen gesammelt und kritisch kommentiert. Reihe III etwa ist die akribische Edition der Urkunden der deutschen Kaiser und Könige; sie reicht derzeit von den Merowingern über die Karolinger, Ottonen und Salier bis hin zum Stauferkaiser Friedrich II. In den „Monumenta“, Abteilung „Diplomata“, kann man nachlesen, was Karl der Große wenn und wann und warum ge-

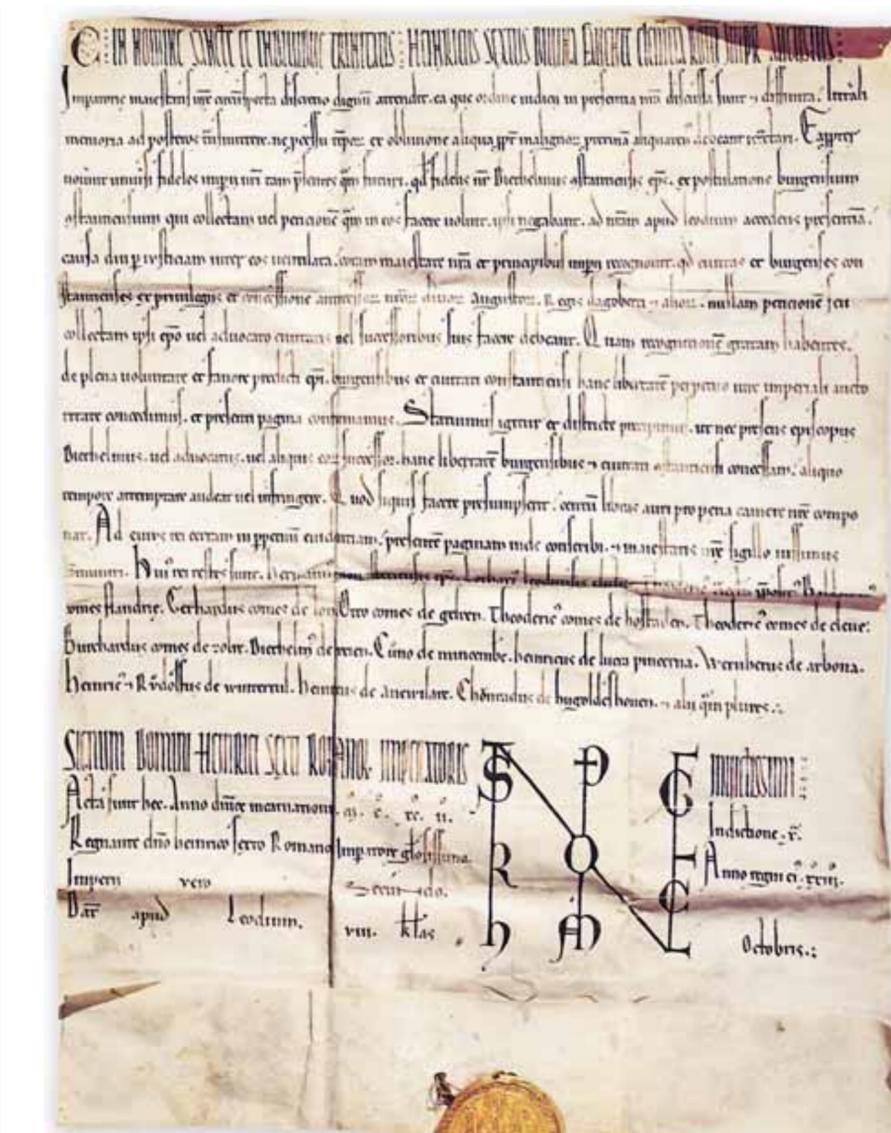
schenkt hat. Man kann lernen, wie das mittelalterliche fränkische und deutsche Reich gearbeitet hat, wie das herrschaftliche Ordnungsgefüge funktionierte und wie Kerneuropa entstanden ist. Die Monumenta sind das Gedächtnis Europas. Die Wissenschaftler, die dieses Gedächtnis pflegen, beklagen jetzt ein monumentales Desinteresse der Politik.

Zuletzt, 2013, ist der zwölfte Band innerhalb der *Leges*, der Rechtsakte also, erschienen – für die Jahre 1357 bis 1359. Das Werk, editiert von der Monumenta-Arbeitsstelle in Berlin, an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, sammelt Schiedssprüche, Erb- und Friedensverträge und bisher unveröffentlichte Privilegien der Zeit von Kaiser Karl IV. Es reduziert die Urkunden auf den Wortlaut, die Besonderheiten ihres Erscheinungsbildes gehen also verloren; trotzdem sind sie eine sprudelnde Quelle; es zeigt sich zum Beispiel, wie lang, teuer und umwegreich der Weg zu politischen Zugeständnissen auch vor 650 Jahren war.

So weit, so wunderbar. Die politische Gegenwart in München, von der die wissenschaftliche Arbeit der Monumenta abhängt und zum Teil finanziert wird, ist aber trist. Die Historikerin Claudia Märkl, die vor zwei Jahren als Nachfolgerin von Rudolf Schieffer zur Präsidentin der Monumenta gewählt wurde, aber vom Ministerium nicht, wie es die MGH-Satzung vorsieht, in das dafür vorgesehene Staatsamt auf Lebenszeit berufen wurde, hat, entnervt von Nickeligkeiten des bayerischen Wissenschaftsministeriums, erklärt, dass sie zum Monatsende das Handtuch wirft. Es war ihr nicht gelungen, die Querelen mit dem Ministerium zu beenden, die unter ihrem Vorgänger Schieffer begonnen hatten, als das Ministerium die Monumenta der Leibniz-Gesellschaft zuschlagen wollte. Es muss nun laut Satzung ein „Ortsausschuss“ von ortsansässigen Mittelalterforschern die Geschäfte übernehmen.

Die Zentraldirektion der Monumenta schreibt in diversen Briefen an die bayerischen Spitzenpolitiker von „großer Besorgnis“ und von „desolater Situation“. Der Freistaat Bayern habe nach dem Zusammenbruch von 1945 zwar „in vorzüglicher Weise“ die Fürsorge für die MGH übernommen, die zuvor in Berlin durch Preußen wahrgenommen worden sei. Nun aber müsse man „feststellen, dass diese Fürsorge in Frage gestellt ist“. Es könne doch nicht im Interesse der bayerischen Wissenschaftspolitik sein, so lautet die Klage, „dass eine produktive, weltweit einzigartige und höchst angesehene Forschungseinrichtung in der Erfüllung ihrer Aufgaben gravierend und dauerhaft geschädigt wird“. Am 7. Januar hatte Minister Ludwig Spaenle, selbst als Historiker ausgebildet, in einem Schreiben an die Monumenta die „Nachhaltigkeit für unseren geschichtswissenschaftlichen Standort“ ausgerufen und die Chance beschworen, „langfristig vorhandene Exzellenzpotentiale ausbauen zu können“. Würden solche Briefe in die Monumenta-Reihe aufgenommen, man sähe mit Erschrecken, wie sehr viel besser mittelalterliche Urkunden formuliert sind. Die MGH-Zentraldirektion sieht jedenfalls „unter den derzeit gegebenen Umständen keine Aussicht“, auf die vom Minister versprochene Besserung.

Am Aschermittwoch hatte die Noch-Präsidentin Claudia Märkl zum Auftakt einer Vortragsveranstaltung der Historischen Kommission kein Blatt mehr vor den Mund genommen: „Es gab Zeiten, in denen der überregionale Zuschnitt der Monumenta-Arbeit von bayerischen Politikern verstanden und geschätzt wurde. Die Verantwortlichen in dem bayerischen Staatsministerium, das heute für Bildung und



Kultus, Wissenschaft und Kunst steht, ziehen es aber seit einigen Jahren vor, diese Zusammenhänge nicht zu sehen, und beschränken ihre Betrachtung der Monumenta allein auf das Münchner Institut in der Ludwigstraße, über dessen Haushalt, Personalstand und Leitungsposition ein Druck in Richtung struktureller Änderungen ausgeübt wird, der die Funktionsfähigkeit der Gesamteinstitution zu gefährden beginnt.“

Elf wissenschaftliche Mitarbeiter sitzen dort am Münchner Institut in der Ludwigstraße, der gesamte dort und dafür zur Verfügung stehende Haushalt ist mit einhalb Millionen Euro sehr mickrig und zudem seit Jahren eingefroren. Aber die Monumenta Germaniae Historica arbeiten dezentral: Zu dieser bescheiden ausgestatteten, aber gleichwohl bisher gut arbeitenden Monumenta-Zentrale in München kommen weitere wissenschaftliche Arbeitsstellen in Berlin, Wien, Leipzig und Düsseldorf, die allesamt aus den dortigen Haushalten finanziert werden. Die Akademien in Göttingen und Heidelberg arbeiten zu, die Schweiz finanziert einen weiteren Mittelalterforscher, und die Israelische Akademie der Wissenschaften betreut die Reihe der Jüdischen Texte aus dem mittelalterlichen Deutschland. Auch für die digitale Zukunft haben sich die Monumenta gerüstet. Viele Wissenschaftler an deutschen und ausländischen Universitäten und Instituten arbeiten ehrenamtlich mit. Das ist eine Gelehrten-gesellschaft, das ist die Gelehrtenrepublik – für

Nur eine von vielen bedeutenden Geschichtsurkunden, die in München erforscht und ediert werden: Stauferkaiser Heinrich VI. bestätigt im Jahr 1192 den Bürgern der Stadt Konstanz ihre Steuerfreiheit. Foto: MGH

die aber nach Meinung der nun frustriert scheidenden Präsidentin die bayerische Wissenschaftspolitik keinen Blick und keinen Sinn hat.

Nach der Satzung der Monumenta bedarf die Wahl der Präsidentin – die MGH sind eine Körperschaft des öffentlichen Rechts – der Bestätigung und die Gewählte der Ernennung durch das zuständige bayerische Ministerium. Aber das passierte nicht. „Die gewählte Präsidentin wurde aus wissenschaftlichen Gründen nur für einen Zeitraum von zwei Jahren bestellt, ursprünglich zugesagte Verhandlungen wurden hinausgezögert“, so klagt die Kollegen-schaft, die sie gewählt hat. Die Entfristung des zweijährigen Vertrags geriet zur Posse, versprochene Briefe des Ministeriums trafen nicht ein – und als die Entfristung dann, kurz vor dem Fristablauf am 31. März, aber ohne finanzielle Zusagen

den – was von den Monumenta abgelehnt wurde, weil sich das mit deren dezentraler Arbeitsstruktur nicht vertrage.

Für die Befristung des Vertrags mit der Monumenta-Präsidentin gibt es im Ministerium neben den allgemeinen Finanznöten auch die Erklärung, dass man das Ergebnis der Evaluation der MGH habe abwarten wollen – um den eventuell notwendigen strukturellen Veränderungen nicht vorzugreifen. Als aber die Evaluation dann, mit hervorragendem Ergebnis, abgeschlossen war, war allerdings die bayerische Landtagswahl schon in Sicht. Und als die Landtagswahl vorbei war, wurde erst einmal die Regierung gebildet und das zuständige Ministerium umorganisiert. Und als dann die Regierung umgebildet und das Ministerium umorganisiert war, war, siehe oben, schon alles zu spät.

### München ist nicht nur BMW und Siemens. Was bedeutet Bayern das kulturelle Erbe wirklich?

Ende der vergangenen Woche hat nun im Wissenschaftsministerium eine Krisensitzung stattgefunden – mit der scheidenden Monumenta-Präsidentin Märkl, dem MGH-Ortsausschuss und den wichtigsten Vertretern der diversen historischer Kommissionen und Institute in München. Ergebnis: Die Eigenständigkeit der Monumenta soll erhalten bleiben. Die Monumenta sollen allerdings künftig zusammen mit den anderen Münchner Instituten und Kommissionen unter einem „virtuellen Dach“ arbeiten, das deren öffentlichen Auftritt koordinieren soll. Marc-Aeilko Aris, katholischer Theologe und Professor für die lateinische Philosophie des Mittelalters, erwartet sich davon nicht sehr viel. Er kommt aus der Familiendynastie der Dyckerhoffs (Zement- und Baustoffkonzern), und kennt aus deren Firmengeschichte, wie es ist, wenn Holdings entstehen und wieder zerlegt werden. Er befürchtet, dass da als Dach ein „Generalsekretariat mit 38 Mitarbeitern“ gebildet wird – und dann ins Marketing mehr Geld fließt als in die Forschung.

Aris wird womöglich Gelegenheit haben, das zu verhindern. Die Monumenta-Zentraldirektion hat ihn als Nachfolger von Claudia Märkl im Auge. Das Ministerium hofft, dass Aris als Präsident mit einer Zulage zu seinem W-3-Professoren-Gehalt zufrieden wäre. Das aber wird nicht das Entscheidende sein. Es geht darum, ob das gesamte Unternehmen Monumenta finanziell so ausgestattet wird, dass es wissenschaftlich nicht austrocknet.

Aris ist, nebenbei, Universitätsprediger der Münchner Ludwig-Maximilian-Universität. Das hilft ihm vielleicht, die bayerische Politik an die großen Zeiten von Wissenschaft in München zu erinnern. Die begannen mit Ludwig I. und Max II. Joseph, die die berühmtesten Gelehrten nach München holten. Die großen Zeiten sollten nun mit Horst Seehofer nicht enden. Es geht um ein kleines Institut, das große Geschichte grandios bewahrt: in den Monumenta Germaniae Historica, in wunderbaren wissenschaftlichen Werken. Dieses Wunder gilt es zu erhalten.

## HEUTE

<b>Feuilleton</b>	
„Entartete Kunst“: Neues zum Angriff auf die Moderne in der NS-Zeit .....	11
<b>Literatur</b>	
Zwei Self-Publisher fordern mit ihrer Ausgabe von „12 Years a Slave“ den Piper-Verlag heraus .....	12
<b>Wissen</b>	
Scherben unter dem Parkplatz: Archäologen auf den Spuren der Gründung Hamburgs .....	16

» [www.sz.de/kultur](http://www.sz.de/kultur)

# In Stimmgewittern

## Unsere Großmütter, unsere Großväter: Mit der mehrsprachigen Produktion „Front“ zieht Luk Perceval am Hamburger Thalia Theater in den Ersten Weltkrieg

100 Jahre Erster Weltkrieg: Das Gedenkjahr 2014 ist für viele Bühnen Anlass, sich mit der „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ auseinanderzusetzen. So gab es in Oberhausen und Bonn bereits Adaptionen von Florian Illies' Bestseller „1913“, in dem der Krieg noch als undenkbar erscheint. Das Münchner Residenztheater zog jüngst – in der Stück-Trilogie „Aus dem bürgerlichen Heldenleben“ – mit Carl Sternheims „1913“ nach. Und auch Karl Kraus' Monumental-Montagedrama „Die letzten Tage der Menschheit“ erfreut sich in dieser Spielzeit wackerer Umsetzungsversuche, wiewohl vom Autor höchstselbst für unspektakulär deklariert. Die für die Salzburger Festspiele vorgesehene Inszenierung des Mammutwerks durch Matthias Hartmann soll Ende Juli trotz der Ereignisse rund um die Burgtheaterkrise Premiere haben. Nur nicht mehr mit Hartmann als Regisseur. Für den gekündigten Burg-Direktor wird gerade ein Ersatz gesucht.

„Front“ heißt so knapp wie hart und deutlich jene Inszenierung, in der nun auch Luk Perceval in den Ersten Weltkrieg zieht – in einen Krieg, der 17 Millionen Menschenleben forderte. Als Textgrundlage für diesen theatralisch-performativen Feldzug dient ihm neben diversen Zeitdokumenten Erich Maria Remarques Roman „Im Westen nichts Neues“ (1928/29),

der die Schrecken des Krieges aus Sicht des jungen deutschen Soldaten Paul Bäumer schildert, und Henri Barbusse's Tatsachenroman „Le Feu“ (Das Feuer. Tagebuch einer Korporalschaft), der 1916 als erstes literarisches Werk einen ungeschönten Blick auf den Alltag und die Not der (hier: französischen) Frontsoldaten lieferte. Elf Schauspieler aus vier verschiedenen Sprach- und Kulturräumen – neun Männer, zwei Frauen – machen daraus eine Kriegsberichterstattung der düstersprachlich-musikalischen Art, eine nachtschwarze, lautstarke Totenmesse. Es ist eine Klanginstallation, die den Krieg beklemmend, berührend, mitunter auch bombastisch beschwört: In Stimmgewittern.

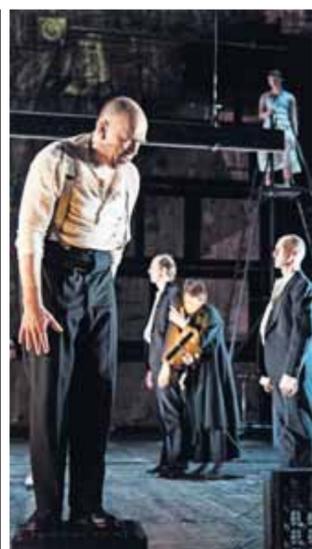
### „Front“ ist Frontaltheater, eine schmerzhaft Attacke auf den Humanismus

Luk Perceval, Hausregisseur am Hamburger Thalia Theater, erkundet in dieser mehrsprachigen Koproduktion mit dem NT Gent die Westfront 1914 bis 1918 von beiden Seiten des Schützengrabens. Der flämische Regisseur bringt damit auch die Perspektive seines Heimatlandes ein. Belgien wird im „Groten Oorlog“, dem Großen Krieg, trotz seiner Neutralität zum

Schlachtfeld fremder Mächte. Als die deutschen Truppen 1914 einmarschieren, um so schnell wie möglich nach Paris vorzustoßen, wehrt sich das kleine Land wider. England tritt in den Krieg ein, der Stellungskrieg beginnt – und der schnelle Sieg an der Westfront ist für die Deutschen nur noch ein frommer Wunsch.

Der Winter in den Schützengräben: Kälte, Nässe, Typhus, Ratten – nicht nur die feindlichen Kugeln bringen den Tod. Die Schauspieler, in der Rolle der „Front“-Schweine schreckensgebannt nach vorne starrend, erzählen von diesen Leiden. Von zerschossenen Leibern, sterbenden Kameraden, Heimweh- und Angstfällen. Vom blanken Trieb des Überlebens. Die heiß begehrten Stiefel der Toten sind ein wiederkehrendes Motiv.

Auch wenn sich im Laufe des zweistündigen Abends Figuren herauschälen wie Remarques Protagonist Paul Bäumer (Bernd Grawert) oder der abgebrühte Landwehrmann Katzinsky (Burghart Klaußner) oder der 18-jährige Flame Emiel Seghers (Oscar van Rompay), der seiner Schwester Marie von der Front sensible Briefe schreibt; auch wenn Mutter Seghers (Katelijne Verbeke) mit Schilderungen von der flämischen „Heimatfront“ zu Wort kommt und sich in all dem beschriebenen Elend eine zarte Lazarett-Liebesgeschich-



Bernd Grawert spielt Remarques Protagonisten Paul Bäumer. Foto: Armin Smalovic

te zwischen der englischen Krankenschwester Elisabeth (Oana Solomon) und dem verwundeten Korporal Van Outryve (Peter Seynaeve) entspinnt, bleibt das Ganze als Erzählung doch bruchstückhaft, ohne narrative Großrahmung. Die Dinge flackern nur leuchtraketentartig auf. Hinzu kommt das Sprachproblem auf belgischer Seite: Viele der Frontsoldaten sind Flamen. Sie sprechen in der Regel nicht Französisch, werden aber von Befehlshabern aus Frankreich oder der französischsprachigen Wallonie kommandiert. Die daraus sich ergebenden Missverständnisse können tödlich sein.

Bei Perceval und seinem deutsch-belgischen Ensemble ist der Sprachwirrwarr Konzept. „Front“ nennt sich im Untertitel mit Fuge( und Recht eine „Polyphonie“. Gesprochen wird auf Deutsch, Flämisch, Französisch und Englisch (die Übersetzungen laufen über eine Digitalanzeige auf der Bühne). Die multilinguale Konfusion spiegelt die multinationale Konfrontation des Krieges, aber auch die innere Verwirrung. Nicht umsonst erinnern Percevals Schauspieler an ein – wenn auch lumpiges – Orchester, wenn sie vorne an der Rampe vor Notständern Platz nehmen, alle in einer Reihe, keiner in Uniform. Sie halten Mikrofone in den Händen und portable Stabeslampen, mit denen sie sich gewisserma-

ßen „anknipsen“, die Gesichter wie von Feuerschein beleuchtet.

„Front“ ist Frontaltheater: Schmerzattacke auf unseren Humanismus. Es ist aber auch ein manchmal fast ein wenig zu „heilig“ geratenes Requiem, ein Memento mori von betörender Klanggewalt. Die minimalistische Präzisionsarbeit der Schauspieler, deren Stimmen Perceval für seine Offensive nuanciert zu instrumentalisieren weiß, findet vor einer monstrosten Stahlwand statt, Kriegerdenkmal und Metenekel zugleich: ein 13 Meter hohes Gebilde, das die Bühnenbildnerin Annette Kurz aus 320 Zinnkacheln zusammengelötet hat. Mit den Händen bearbeitet von Ferdinand Försch, erzeugt das Ungetüm die graugrünen Geräusche, ein Wimmern, Trommeln und Knallen, den Soundtrack des Krieges. Der Videokünstler Philipp Bußmann nutzt die eiserne Wand seinerseits, um Wolken, Flammen und Fotos aus der Zeit darauf zu projizieren. Gesichter von jungen Soldaten: Wie Reliefs schauen sie aus, antikisch fast. Standbilder unserer europäischen Geschichte.

Europa zeigt großes Interesse an dieser Produktion. Eine der fast 30 geplanten Gastspreisen wird nach Sarajewo gehen – dorthin, wo am 28. Juni 1914 das Attentat auf Österreichs Thronfolger den Ersten Weltkrieg auslöste. CHRISTINE DÖSSEL